

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 23, 13. Mai 1848

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Vierzehnter Jahrgang.

N^o 23.

Sonnabend, den 13. Mai.

1848.

Reisebericht

von
F. Starklof.

(Schluß.)

So oft ich in dieser mir so lieben Stadt gewesen, hatte mir Frau von S., die Wittve eines preussischen Generals, immer viel Wohlgefallen gezeigt. Als ich sie heute nach zweimaligem Versuch endlich zu Hause traf, fiel ich bei ihr in eine große Damengesellschaft; alle von aristokratischer Art und zum Theil auch Gesinnung, manche darunter klug und angenehm, einige junge Fräuleins gar liebliche Kinder und liberale Opposition gegen die Mütter und Tanten. Meine Erzählungen aus Frankfurt erregten allgemeines Interesse, und meine Schilderung der heutigen Republik-Demonstration bei einigen ein gelindes Entsetzen. — Eine besonders, eine blonde Dame, stolz-kalt im Sopha thronend, fand es unbegreiflich, daß dergleichen Gräuel „im ehemaligen Schloßhof!“ unter freiem Himmel, an hellem Tage, vor Tausenden — gebuldet werde! — unerhört! — Was wollen Sie Liebe? — versetzte Frau von S. — die Redefreiheit ist einmal da. — Aber doch nicht zu so offener Rebellion! — Die war hier nicht zu finden — sagte ich — die Leute sprachen nur ein Glaubensbekenntnis aus, daß sie die Republik für die beste Staatsform halten. — Ein sauberes Glaubensbekenntnis! Umsturz von Thron und Altar! — Und welche Schwäche von Seiten der Regierung, daß sie diese Redner und Volksverführer so walten läßt. — Bitte gnädige Frau, was wüßten Sie denn gegen die Männer zu unternehmen? — Mein Himmel! sie ganz einfach zum österreichischen General-Profos führen, und den Amt verrichten lassen! — So? Und heute Abend Aufruhr in der Stadt? Häuserverwüstung — Barrikaden — Blutvergießen — die Republik herausgefordert, damit sie nun wirklich mit Thaten aufstrete? Wenn die Republik kommen soll, kommt sie gewiß. Mit solchen Maßregeln übt man Reaktion, und reizt nur ein Fröhreisen der Frucht! — Die andern Damen stimmten ihr nicht bei, und wir glitten von den Erscheinungen und Erfolgen unserer Gegenwart in die neuere Vergangenheit zurück, welche alle diese Wir-

ten geboren hatte. Da ging es denn arg her über die Schreiber, Poeten, Journalisten und alle Leute, welche nach ihrer Meinung (ihrer eignen Worte erinnere ich mich nicht mehr) das Volk verleitet und seine Gesinnung verderben hätten. — Immer das alte Kinderstubenmärchen von Propaganda, Clubs, Emisfarien und Einflüsterungen. — Verdorben, war meine Erwiderung, haben sie die Gesinnung keineswegs sondern nur die längst vorhandene ausgesprochen. Die Birne war reif, man stieß an den Baum, da fiel sie ab! — Daß die Poesie sich in solche Irrefale verloren, ward vorzüglich gescholten. Wenn Freitigrath, Herwegh, Prug, Hoffmann, von Fallersleben &c. im Nebenzimmer gewesen, sie hätten sich schön zerreißen hören. — Und die Philosophen! — Nuge, Bauer und Consorten! Was denn Philosophie mit Politik zu schaffen habe! — Meines Erachtens, nahm ich das Wort, sehr viel! alles! — die Philosophie der alten größten Weisen war ja meine Politik — ich brauche nur an Aristoteles zu erinnern. Philosophie die nicht zur Politik strebt, oder vielmehr sie in sich faßt, ist keine! — Einige Damen, besonders die hochblonde von pur sang, blieben dabei, das Streben jener Menschen ein durchaus verdammtliches zu nennen. — Sie sind ja auch, gab ich zu, sehr verdammt worden, und haben zum Theil gebüßt

Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten
Ihr Schau'n und Sinn dem Pöbel offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt!

Die Leute haben für ihre Ueberzeugung gelitten. Das ist ja stets den Besten widerfahren. Glauben gegen Glauben! ein mörderischer Kampf. Und, darf ich Kleineres mit Größerem vergleichen — meine Damen ich hoffe, Sie sind alle gute Christinnen, gehen in die Kirche, beten zu Gott und Christus. Nicht wahr? — Nun, wofür ist der Mann gestorben? Für seine Ueberzeugung seiner Lehre, für Denk- und Geistes-Freiheit. — Dafür haben die Pharisäer ihn aufgehängt. — Sie verehren ihn jetzt als einen Heiland und Gott. — Aber wenn er vor zwei Jahren wiedergekommen wäre und hier gepredigt hätte, wie damals in Jerusalem — unsere heutigen Pharisäer, Metternich und Consorten, hätten ihn — wohl nicht gerade aufgehängt, — man scheuet sich solche Märtyrer zu machen — aber auf dem Spielberg säße er ganz gewiß, oder hier auf dem Hardenberg im Demagogengefängnis! — — Damit



brachte ich sie doch zur Ruhe, und das Gespräch nahm andere Wendungen, wie es denn auch für Theetisch-Conversation hohe Zeit war, selbst in unserer durch und durch politisch gewordenen Gesellschafts-Atmosphäre. Und nun wir uns gleich von Anfang an genau besehen und recognoscirt hatten, wurde die Fortsetzung erst recht angenehm. Mit Damen schlägt ja auch eine politische Debatte nie so ganz ins Ernstliche, wenn sie nicht etwa sehr scharfe emancipirte Wesen, oder Töchter, Frauen, Mütter von Partei-Führern sind. Nur mußte ich aus dem heiteren Geplauder aufbrechen, weil noch Freund Kupferberg zu besuchen war. Doch ließen sie mich nicht fort, als unter der Bedingung zum Abend-Essen wieder zu kommen. Meinen alten silberhaarigen Freund — mit Frau und Tochter im behaglichen Wohnzimmer — fand ich bei der Lampe und der Zeitung sitzend. Frankfurt, die badischen Republikaner, die Mainzer Zustände waren natürlich das Thema unseres Gesprächs. Auf meine Erzählung von heute Nachmittag versetzte er — die Mehrzahl jener Versammlung und die Lärmer seien doch größtentheils Leute von nichts — damit wolle er nicht sagen, daß sie als arme Leute gering zu achten; im Gegentheil gerade die könnten sich in heutiger Bewegung doppelt achtungswerth zeigen, aber die Nothheit dieser Menschen entziehe ihnen den rechten Werth, und eben diese Nothheit mache sie auch zu Werkzeugen in den Händen ehrfurchtiger Führer — am Ende freilich schneide das Messer den am schlimmsten, der es ansehe. — Wie solche Gespräche auch laufen, man kommt immer wieder auf die zwei Fragen zurück: Republik — und Organisation der Arbeit — ? — Und da stehen wir vor zwei Schließern, zu welchen die rechten Schlüssel bis jetzt noch nicht gefunden sind. — Oder hat sie jemand? — Und kann das Mittel herauslangen? — Tugend ein Minister, ein Staatsrechtslehrer, Bankier, Landwirth, Fabrikherr? — Freund Kupferberg und ich, wir bekannten uns ehrlich, bis diesen Augenblick wären wir aber auch nicht klüger als andere — die auch nichts wissen. Es ist einmal nicht anders! man muß von Tag auf den Tag leben, mit gutem Muth, frisch auf alles gefaßt, zu allem bereit — die rechte bessere Zeit wird doch kommen! wir müssen sie machen! das Vaterland und die echte Freiheit sollen doch oben bleiben! — Mit den Worten gingen wir auseinander, und ich ein Mann des W orthhaltens, kehrte zu meinem Damenkreise zurück. Für diese Treue ward ich von der liebenswürdigen Hausfrau und der ganzen Gesellschaft mit großem Lobe empfangen, und nun beim Abendtisch, wo wir die genug behandelte Politik ganz aus der Bahn ließen, gab es ein so fröhliches Geplauder, daß ich mich erst recht spät losreißen konnte; und um so schwerer da ich keine Aussicht habe, die Frau v. S. hier am Rhein wieder anzutreffen. Sie verläßt nämlich Mainz, zum Theil aus Besorgniß vor steigenden Unruhen, Kriegsüberzügen, zum Theil aus Familienrückichten — das halbe Haus war in Auflösung, die andere Hälfte schon eingepackt — und wenn ich sie nun wieder sehen will, muß ich sie

in Dresden auffuchen. — Also Frau von S. auch eine Auswandernde? — Mit diesem Scherzworte nahm ich Abschied von ihr.

April 17. Auswanderer ernsthafter Art fand ich heute auf dem Dampfschiffe — und auch Einwanderer ernsthafter Art. Erstere waren Rheintländer: Nassauer, Baiern, Hessen und Schwaben, nach Amerika gehend. Das ganze Schiff wimmelte davon, meist junges kräftiges Volk, hübsche rüstige Bursche und dralle Mädchen. — Letztere waren Polen, aus der Verbannung aus Frankreich heimkehrend nach ihrem Vaterlande, wo sie das uralte große Polen-Reich wieder herstellen wollen. * Kräftige Männer, zum Theil über die dreißiger Jahre hinaus mit derben Knochen, in ihren Gesichtern verbissener Groll, jetzt aufathmend, Schlaubeit und eine gegen unser deutsches Wesen scharf hervortretende Brutalität. —

Sie blickten so zuversichtlich drein, als wäre jenes Zusammenschmelzen ihrer Zerrissenheit eine schon errungene Sache. Und so reden sie auch. Der Trupp dieser Leute war nicht groß — etwa ein Duzend. Einer darunter war mir besonders auffallend, ein stämmiger Kerl in kurzer brauner Jacke und weiter Hose von derselben Farbe, auf dem Kopf eine blaue viereckige Polen-Mütze, unter der stumpfen Nase einen Schnurrebart, viertel Elle lang, graue grimmiige Augen, im Mund einen sehr kurzen Pfeifenstummel, aus dem er unaufhörlich seine Wolken qualmte — seine Fäuste wie von Eisen; ein Raufbold, wie es nur je einen gegeben hat. — Und ihre Anführer, auch ein paar merkwürdige Erscheinungen! — Ein Mitreisender aus Bonn, der sich mit ihnen ins Gespräch gegeben hatte, sagte mir: die Polen kennen ihre Führer gar nicht, wissen nicht einmal ihre Namen, wissen auch nicht, wer für sie bezahlt, sie reisen frei, gleichviel auf wessen Rechnung; sie schlagen zu, gleichviel auf wessen Kopf! — Auf dem Dampfboot war ihnen zu ausschließlichem Gebrauch das sogenannte Rauchzimmer am Radkasten eingeräumt, da saßen sie zusammen, schmauchten und redeten laut. Ihr Gespräch klingt, wie das der Russen, als ob sie sich immer zankten. Ein Reisender, welcher hineinging, um seine Cigarre am Winkellämpchen anzuzünden, rief ihnen zu: nicht wahr meine Herren? — Nun heißt es wieder einmal *Jesze Polska ni zignela?* — He! bravo! *Jesze Polska ni zignela!* fuhren sie alle von den Bänken in die Höhe, wie aufgestörte Raubthiere, zähnefletschend — und sangen ihr National-Lied. — Der Mann aus Bonn hatte mir erzählt, wie weit ihre Forderungen gingen — und ich kam mit einem der Anführer in ein Gespräch. Dieser schien ein Franzose; junger hübscher Mann im großen blauen Mantel, auf dem Kopf eine runde Mütze mit grauem Pelzwerk verbrämt; kluges feines ruhiges Gesicht — höfliches aber sehr bestimmtes Wesen — wenig Worte, ernste Haltung. — „Also nach Posen gehen die Polen? — Und das ganze alte Polenreich soll wieder zusammen? Vorläufig bekommen Sie da den schwersten Stand mit der preussischen Monarchie. Was hat der Staat nicht an die Provinz Po-

fen verwendet? — Sollte er das alles für fremde Rechnung gethan haben wollen? Nicht zu denken! — Die Grenzfestung Posen, für Preußen unentbehrlich, hat der Staats-Casse allein Millionen gekostet.“ — „Sehr gut, wird sehr gut sein für die Polen!“ — „Und dann soll es auf russisch Polen losgehen? Auf Warschau? Mais vous n'avez point d'armes!“ — „Ah! bah! le Russie en a, et nous les aurons!“ — Der andere Anführer, sichtlich ein Pole, schob in einem Mantel mit daranhängender spitzer Kapuze, unruhig auf dem Verdeck umher, die kleine verquetschte Mütze hatte er schief über die Stirn hereingedrückt. Gesicht wie ein Raubvogel — dunkle stehende Augen, mit denen er nach allen Seiten umherbohrte. Nicht einen Moment Ruhe. Wie ein wildes Thier im Käfig hin und her, auf und nieder. — Gegen diese finstern, zornblickenden Polen machten die deutschen Auswanderer ein munteres und für den Anschauer doch ernstes Bild — sie waren lustig, zu Gespräch und Spaß wohl aufgelegt, und sangen deutsche Lieder an die Rhein-Gestade hinüber — „zum Abschied!“ sagten sie, denn von uns kommt wohl keiner zurück! höchstens vielleicht, um noch mehr nachzuholen!“ So war es ihnen auch ergangen, ihre Verwandten waren schon längst am Ohio u. s. w., hatten ihnen geschrieben, zu kommen, es gehe ihnen sehr gut dort — von deutscher Sklaverei und deutschem Steuerdruck habe man dort keine Ahnung, jeder Mann, der arbeiten wolle, bekomme sogleich sein freies Eigenthum — und jedes Mädchen bekomme einen Mann! — Da ist kein Minister und kein Pfaff, kein Junker und kein Amtmann, der euch cujonirt! seid keine Narren, dort unterm Joch zu bleiben! kommt herüber!“ — „Und geht es euch denn wirklich hier so schlecht? — Und reuet es euch nicht, nun fortzugehen, da der deutsche Freiheitsmorgen anbricht?“ — „Vah! — Einmal hatten wir unsere Contracte schon gemacht, unser Land verkauft, ehe die deutsche Revolution kam. Und dann, wird es mit dem deutschen Freiheitsmorgen viel werden? wird er wohl bis zum Mittag dauern? — Wir glauben nicht daran. Fürsten und Junker sind über Nacht nicht anders geworden; jetzt sitzen sie grimmig, weil sie im Augenblick nichts können, aber sie lauern ihre Gelegenheit ab, und ehe man sichs versteht, sind sie mit allen ihren Teufeleien wieder da!“ — „Nun, dagegen wird jetzt schon gesorgt werden.“ — „Gesorgt werden?“ — lachte ein hochläugiger Mann, der recht schlimme Tage erlebt haben mochte. — „Für das arme Volk? Der Hoffnung traue wer ein Narr ist! — Was braucht so ein Herzog von Nassau für sich und seinen Hof ein paarhunderttausend Gulden? — Wozu der Schwarm von Kammerjunkern und Hoflakaien? — Einen unnützen Oberkammerherrn mit sechs tausend, einen unbrauchbaren General mit achttausend Gulden bezahlen! Leute, die ohnehin reich sind, und immer noch mehr gemästet werden? — Ist das nicht eine Schande, ist das nicht Verrath am Volk? — Und um diese vergoldeten Köcke an seinem Tisch zu filtern, dazu steckt er die Domainen in seine Tasche?! — Wird das je anders werden? — Da-

gegen soll ein Landschullehrer mit zweihundert Gulden leben, Frau und Kinder ernähren! und dabei soll er, in Hunger und Kummer, Lust zu seinem Amt haben! — Ist das nicht Unsinn? — Aber für solche Stellung hat man kein Geld! — Was kommt davon? — Die Schulen sind schlecht, denn keiner, der sich etwas höher hinaus zu bringen sieht, will Schulmeister sein. — Was kommt davon? — die Jungens werden schlecht unterrichtet; sie bleiben dumm und roh. — Will die Regierung das Volk dumm erhalten? — Dann ist sie selber dumm! Denn was kommt davon? — Ein dummes Volk ist leichter zu berücken, als ein kluges gebildetes; ein dummes Volk läßt sich schneller in Aufruhr führen! — Das dumme Volk zündet dem Adel und den Fürsten zuerst die Schlösser überm Kopf an! — So ist es! so soll es bleiben! so soll es wieder werden! — sie wollen es ja nicht anders haben!“ — So sprach der Auswanderer.

Die Versammlung der Vierunddreißig.

(Fortsetzung.)

Nach dem Repräsentativsystem sind alle Staatsbürger gleichberechtigt, nach dem ständischen Systeme dagegen kann der eine Unterthan vorberechtigt vor dem anderen sein. Das ständische System erkennt darum auch die Verschiedenheit der Stände, die sich in ihm auf natürlichem Wege gebildet und geschieden haben, an, giebt ihnen verschiedene Rechte und achtet ihren Rath in Angelegenheiten der Regierung. Zu diesem Zweck vereinigen sich dieselben in Corporationen und versammeln sich in ihren einzelnen Gliedern oder mittelst ihrer Vertreter auf den Landtagen. Diese Stände sind hauptsächlich die Geistlichkeit, der Adel, die Städte und die Bauernschaft. Was sie vertreten sind nur ihre speciellen Sonderinteressen, während in der Repräsentativ-Verfassung jedes Kammermitglied der Repräsentant des ganzen Landes, ein wahrer Volksvertreter ist. Will also das oldenburgische Volk eine Repräsentativverfassung so folgt ganz von selbst, daß es weder den Grafen Bentinck und v. Galen, Virilstimmen noch dem Großherzoge das Recht zugestehen konnte, Abgeordnete in die Kammer zu ernennen. Ebenso wenig kann es dann auch zugeben, daß die Städte und Landgemeinden ihre Abgeordneten wählen. Alles dies würde wohl einer ständischen, nicht aber einer repräsentativen Verfassung gemäß sein.

Diese letztere weist ferner aus dem nämlichen in der Natur der Volkrepräsentation beruhenden Grunde mit Nothwendigkeit auf das Einkammersystem hin, wenn dieses überhaupt in einem so kleinen Lande, wie Oldenburg, noch in Frage kommen könnte. Das Zweikammersystem ist stets ein Zweit-

terding und in sonst repräsentativen Verfassungen nur durch Verhältnisse zu entschuldigen, welche die Anwendung des Repräsentativsystems in seiner vollen Reinheit nicht gestatten.

Während weiter dieses System das Volk nur veranlassen kann, diejenigen Rechte oder einen Theil derselben auf einen Fürsten oder Präsidenten zu übertragen, welche gehörig oder unbedingt durch seine Vertreter auszuüben ihm selbst entweder unmöglich oder unthunlich erscheint, gesteht umgekehrt nach dem ständischen Systeme der Landesherren den Ständen nur diejenigen Rechte zu, welche er ihnen nach ihrer hergebrachten oder anerkannten Stellung im Staate nicht weigern kann.

Aus dieser charakteristischen Verschiedenheit beider Systeme folgt mit Nothwendigkeit in repräsentativen Staaten das Recht der Kammer, nicht nur alle Gesetze zu beschließen und Vorschläge zu Gesetzen von den Mitgliedern der Kammer anzunehmen, sondern auch das Recht, das Veto des Fürsten zu vernichten, sobald er sich dem unzweifelhaft erklärten gesetzgebenden Willen des Volkes widersetzt. Denn der Theil der gesetzgebenden Gewalt, welchen das Volk dem Fürsten zu übertragen hat, besteht nur in demjenigen, dessen es sich nochbringen entäußern muß, um gegen Uebereilungen und Parteiübergreife gesichert zu sein. Dem Fürsten aber die Macht zu ertheilen, nach bloßer Laune gute Gesetze zu hindern, dazu kann nicht entfernt eine Veranlassung vorliegen.

Auch in Ansehung dieses Punktes haben die Vierunddreißig das repräsentative Princip nicht in seiner Schärfe verfaßt, sonst würden sie sich nicht so lange darüber haben streiten können, ob dem Fürsten ein beschränktes oder unbeschränktes Veto in der Verfassungsurkunde einzuräumen sei. Mit bloßen aus der Erfahrung entnommenen Nützlichkeitgründen läßt sich hier von beiden Seiten fechten. Das Beispiel, welches man von England hernimmt, beweist für und gegen; — gegen übrigens nur in so fern, als es zeigt, daß in Ländern, wo ein wahrhaft constitutioneller Sinn das ganze Volk durchdrungen hat, sich die Sache auch ohne die positiv ausgesprochene Beschränkung des Veto von selbst macht, für aber, weil man sagen kann, wenn dieses der Fall sei, so folge daraus ja eben die Unvernünftigkeit des unbeschränkten Veto. Und dieses Für rechtfertigt bei uns gewiß die positive Beschränkung. Denn da wir erst im Begriffe stehen, aus einer absoluten Monarchie in eine constitutionelle überzugehen und also noch nicht, wie die Engländer, sicher sind, daß der Fürst sich nicht ungestraft dem erklärten Volkswillen widersetzen könne, so ist eine solche Beschränkung des Veto, oder richtiger gesprochen, die positive Anerkennung des Suspensiv-Veto, keineswegs etwas Ueberflüssiges. Freilich wenn dem Volke die endliche Entscheidung in der Gesetzgebung ausdrücklich beigelegt ist, so wird der Regent nie Veranlassung finden, seine Zustimmung hartnäckig zu verweigern, aber das ist es ja gerade, was wir erreichen wollen, und eben darum

bedürfen wir der positiven Bestimmung. Uebrigens haben wir uns auch ihrer Aufnahme in das Staatsgrundgesetz, wenn sie wirklich etwas Ueberflüssiges wäre, nach dem Vorgange Nordamerikas, Frankreichs (schon in der Constitution von 1791) und Norwegens durchaus nicht zu schämen. Daß diese Beispiele in Europa bis jetzt keine Nachahmung fanden, hat seinen Grund nicht in der Unzweckmäßigkeit der fraglichen Bestimmung, vom constitutionellen Standpunkte aus betrachtet, sondern eben nur darin, daß die Völker nicht weise oder nicht mächtig genug waren, auf diese Garantie ihrer Freiheit zu bestehen. Wie unter den Vierunddreißig der Abgeordnete v. B. behaupten konnte, die Bestimmung widerstreite dem constitutionell-monarchischen Principe und stelle das Volk auf den rein republikanischen Boden, ist uns völlig unbegreiflich. Wir fragen ihn zuerst: Ist etwa die Republik im Principe von der constitutionellen Monarchie verschieden? Gewiß nicht! In jener ist der Regent ein auf Jahre gewählter Fürst, in dieser ist er ein erblicher Präsident. Mithin liegt der einzige wahre Unterschied in der Vererbung der constitutionellen Fürstengewalt. In dem beibehaltenen Namen der alten Würde liegt nichts Reelles. Gleichwohl ist jene Erblichkeit keineswegs etwas Unbedeutendes, denn die Macht der historischen Erinnerung, der durch sie um das Regentenhause verbreitete Glanz, die dadurch erhöhte Achtung vor dem vollziehenden Oberhaupte, die fortdauernde Theilnahme der fürstlichen Familie an allen Leiden und Freuden des Volks, das Verwachsen derselben mit dem Staate in der Idee der Staatsbürger haben ohne alle Frage ihren großen Werth, der unter Umständen wohl die höhere Civilliste auswiegt. Aber diese Erblichkeit muß auch der einzige Vorzug des constitutionellen Fürsten vor dem Präsidenten bleiben, wenn nicht die Volksfreiheit Gefahr laufen soll, unterzugehen. Es ist eine durchaus verkehrte Ansicht des Herrn v. B., daß die constitutionell-monarchische Verfassung mehr als die Republik darauf bedacht sein müsse, das Oberhaupt des Staats zu kräftigen. Wichtig verstanden bedürfen beide Verfassungsformen eines gleich kräftigen Oberhauptes, wie dies auch in Nordamerika anerkannt ist, indem dort der Präsident größere Macht hat, als in Großbritannien der König. Aber die Kraft des Oberhauptes darf nicht zum Schaden des Ganzen ausschlagen können. In dem einen wie dem anderen Staate sind ihr in dieser Beziehung die nothwendigen Schranken zu setzen. Das Oberhaupt muß gehindert werden, Unrecht zu thun. Dazu ist in einem constitutionell-monarchischen Staate die Beschränkung des Veto ohne Frage ein Hauptmittel. In der Republik bedarf es dieser Beschränkung viel weniger, weil der Präsident nur einige Jahre regiert und der entschiedene Volkswille durch die Wahl des folgenden Präsidenten sich die Garantie, anerkannt zu werden, verschaffen kann. Ueberhaupt dürfen aus diesem Grunde in einer Republik dem Staatsoberhaupte mehr Rechte eingeräumt werden, als in der constitutionellen Monarchie, wo der Grundsatz: the king

kan do no wrong durch eine weise Beschränkung der fürstlichen Gewalt zur vollen Geltung gebracht werden muß. Nur wenn dieser Satz zu einer factischen Wahrheit erhoben ist, stehen beide Factoren des Staats, Volk und Fürst, gesichert da, das Volk, indem es kein Unrecht von seinem Fürsten zu befürchten hat, der Fürst, indem er kein Unrecht begehen, also auch dem Volke zu einer Revolution keine Veranlassung geben kann.

Es fragt sich noch, ob auch da das Veto des Fürsten zu beschränken ist, wo es sich um die Abänderung des Staatsgrundgesetzes handelt. Die Versammlung der Bier- und dreißig hat es in dieser Hinsicht für wünschenswerth erklärt, daß bei Ausarbeitung des Verfassungsentwurfs erwogen werde, wie und wo eine Bestimmung zu treffen sei, nach der eine Aenderung der Constitution nicht ohne Zustimmung des Fürsten geschehen könne. Wenn dieser Beschluß, durch welchen die Versammlung nichts vorzubringen hatte, von den Commissarien dahin verstanden ward, als sollte bei jeder Abänderung des Staatsgrundgesetzes die Zustimmung des Fürsten erforderlich sein, und der Vorstand die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigte, so können wir uns hiermit nicht einverstanden erklären. Wir unterscheiden vielmehr zwischen den Bestimmungen über die Rechte der Fürsten und sein Verhältniß zum Volke und den übrigen Bestimmungen der Constitution. Die ersteren, als mit dem Fürsten pactirt, können ohne seine Einwilligung nicht geändert werden außer im Wege der Revolution, die letzteren aber sind der besseren Volkseinsicht unterworfen, doch mag es allerdings nützlich sein, ihre Abänderung nicht von der bloß einfachen Stimmenmehrheit auf drei Landtagen abhängig zu machen, sondern sie etwa an $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$ der Stimmen zu binden.

(Fortsetzung folgt.)

Volkswaffen.

Gewehre. — Spitzkugel. — Munition.

In allen Staaten unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes ist die Nothwendigkeit der Bewaffnung des gesamten Volks erkannt und ausgesprochen. Die Bewohner unseres Landes sind nicht zurückgeblieben, auch sie haben die Volkswaffen gewollt, ohne die Schwierigkeiten zu achten, die dies inhaltsschwere Wort hervorrufen muß. Allein die Sache ist besonders für uns Küstenbewohner von so hoher Bedeutung, daß wir vor den Schwierigkeiten nicht zurückschrecken, weder Kosten noch Mühen scheuen dürfen, die Bewaffnung unseres Volks, so schnell es mit Verunft geschehen kann, in's Werk zu richten; sie wird in ihrer Ausführung für uns zu einer Lebensfrage werden, die nur

auf der Bahn der Gleichmäßigkeit und unter umsichtiger Führung einer glücklichen Lösung entgegen gehen kann. Gleichheit und Tüchtigkeit der Waffen sind zunächst die Grundfesten, auf denen der deutsche Waffenkörper ruhen muß, wenn nicht seine Kraft zersplittert werden, zu einem gefahrlosen Scheinbilde herabsinken soll. Es wird daher gewiß zu rechtfertigen sein, wenn wir, statt schnell Waffen zu kaufen, von einsichtsvollen Männern wohl prüfen und überlegen lassen, ehe wir uns entscheiden. Das mühevoll Geschäft der Anschaffung und Abnahme der Waffen muß in die Hand solcher Männer gelegt werden, die den Bau und die Wirkung derselben in allen ihren Theilen kennen, und überhaupt ein vollgültiges Urtheil in diesem Fache haben. Uns scheint dieses Urtheil, wenn wir nicht angeführt sein wollen, ein wichtiges, ja unbedingtes Erforderniß, das zu erlangen allerdings viele Uebung, ja ein tägliches Verkehren mit den Waffen erfordert, und mag daher die richtige Wahl hiezu befähigter Männer um so mehr eine recht schwierige sein, da sich im gewöhnlichen Leben so wenig Gelegenheit bietet, diese Kenntnisse zu erwerben.

Gleichheit und Brauchbarkeit der Feuerwaffe muß für die gesammte Volkswehr unseres Landes ein fester Grundsatz sein. Dies zu erreichen, war es das erste Geschäft der am 16. v. M. gewählten Landesbewaffnungs-Commission, verschiedene Probe-Gewehre nach gegebener Vorschrift in eilige Bestellung zu geben. Hüten wir uns daher vor Allem vor dem einseitigen Ankauf von Waffen, die von Speculanten oder Fabriken vielleicht zu niedrigen Preisen feil geboten werden. Die Ersteren wollen nur gewinnen, sie kaufen aus den Zeughäusern allerlei abgesetzte Gewehre zu Spottpreisen, lassen dieselben aufputzen und verkaufen sie an Unkundige als vortreffliche Waffen. Die Fabriken werden jetzt die Gelegenheit nutzen, bei der allgemeinen Nachfrage nach Waffen allen Ausschuß, d. h. von den Gewehr-Commissionen während einer Reihe von Jahren als nicht modellmäßig verworfene Gewehre an den Mann zu bringen. Es ist gewiß ein sehr großer Uebelstand, daß wir nicht sofort die erforderlichen Waffen haben können, allein was sollen uns Gewehre nützen, die nicht zuverlässig sind und nur zum Exercieren gebraucht werden können?

Der Waffenbau ist in den letzten 15 Jahren durch die in allen Staaten bestehenden Waffen- oder Gewehr-Commissionen außerordentlich vervollkommenet; man begnügt sich nicht mehr damit, daß das Gewehr schießt, es soll auch, selbst auf große Entfernungen, treffen und durchaus solide gebauet sein. Während man mit den Gewehren aus der Zeit der Freiheitskriege auf 100 Schritt kaum eine Thür traf, wird jetzt verlangt, daß man auf wenigstens 300 Schritt einen Mann nicht fehle, und dies zu leisten sind die Gewehre der neuesten Construction im Stande. Ein solches fehlerfrei gebauetes Gewehr aber, das den Anforderungen der Gegenwart entspricht, kann unmöglich für 5—6 R geliefert werden. Der dafür gestellte Preis von circa 10 R scheint uns sehr billig und haben wir Ursache



uns zu freuen, wenn wir zu diesem Preise ein neues revidirtes Infanterie-Gewehr haben können.

Die Bewaffnungs-Commission hat bereits die Nothwendigkeit der Gleichheit des Kalibers allgemein hin ausgesprochen; dieselbe stützt sich besonders auf den freien Gebrauch einer Munition in der ganzen Volkswehr. Das Kaliber soll dem der neuen Gewehre unserer Infanterie gleich sein, welches so construirt ist, daß aus diesem Gewehr alle in der Bundesarmee vorhandenen Infanterie-Patronen geschossen werden können.

Aus der Annahme dieses Kalibers würden also der Volkswehr folgende Vortheile erwachsen:

1. daß dieselbe mit den Linientruppen gleiche Munition hätte;
2. daß sie nöthigenfalls alle Infanterie-Patronen des deutschen Bundesheers gebrauchen könnte;
3. daß sie, da diese Gewehre neu gebauet werden müssen, sicher ist, keine Ausschuß-Gewehre zu bekommen.

Diese Punkte scheinen uns überwiegend genug, den Vorschlag zur Annahme des Oldenburgischen Kalibers mit allen Kräften zu unterstützen.

Von großer Wichtigkeit ist aber auch der Vorschlag der Commission, bei Anschaffung der Gewehre gleich

die Spizkugel

einzuführen, denn dies Geschos bietet vor der gewöhnlichen Kugel in jeder Hinsicht so entschiedene evidente Vortheile, daß sie die letztere bald ganz verdrängen wird, daher über die Annahme dieses Geschosses kein Bedenken stattfinden möchte. Da die Einrichtung und Wirkung der Spizkugel jedoch noch zu neu ist, als daß sie Jedermann schon bekannt sein könnte, so führen wir die Vortheile des Spizgeschosses vor der gewöhnlichen Kugel in folgenden Punkten an:

1. Sie ladet sich leichter wie die gewöhnliche Kugel; während diese nämlich nach 20—30 Schüssen sehr schwer zu laden ist, ladet sich die Spizkugel nach 100 Schüssen noch eben so leicht wie zu Anfang, denn:
2. die Kugel nimmt mit jedem Schusse den Pulverschmutz aus dem Laufe hinweg und wird daher das Gewehr nicht schmutzig.
3. Durch das Austreiben der Kugel auf den Dorn (Pikkel) in der Patentschraube wird das Blei ausgedehnt, drückt sich daher in die Lüge des Laufs und verschließt die Pulverladung hermetisch. Bei der Verbrennung desselben kann also keine Kraft entweichen, ohne auf die Kugel zu wirken. Es kommt daher:
4. alles Pulver zur Wirkung, und muß das Quantum geringer sein. (Unsere neue Infanterie-Patrone enthält nur 1 Quentchen Pulver.)
5. das Pulver liegt lose in der Patentschraube und kann durch die Kugel nicht zusammengebrückt, daher nicht gequetscht werden, verbrennt also momentaner und totaler.
6. Es bleibt ein freier Raum zwischen der Kugel und

dem Pulver; die in demselben enthaltene Luft fördert die Verbrennung des Pulvers noch mehr.

7. Die in die Lüge eingedrückte Kugel bekommt hiedurch ihre streng angewiesene Bahn und kann weder überschlagen, noch unregelmäßige Rotationen oder Seitenabweichungen machen.
 8. die Kugel überwindet vermöge ihrer Gestalt den Widerstand der Luft leichter, und ist daher der Einwirkung des Windes weniger ausgesetzt.
 9. die Pulverladung bleibt für alle Entfernungen unverändert, nur die Distanzhöhe ändert sich.
 10. Die Spizkugel gestattet eine Patrone, welche, ohne geöffnet zu werden, geladen wird (davon weiter unten).
 11. Durch die in obigen Punkten angeführten Vortheile erhält der Schuß eine große Gleichmäßigkeit und Bestimmtheit, welche:
 12. das so unglaublich sichere Treffen auf große Entfernungen zur Folge hat. Auf kurze Distanzen, bis auf etwa 180 Schritt, bleibt die Trefffähigkeit der der Büchse gleich, weil letztere auf diese Entfernungen auch die runde Kugel mit Sicherheit schießen muß, auf größere Entfernungen aber überholt die Spizkugel die gewöhnliche Büchsenkugel bedeutend und trifft auf 400—500 Schritt noch mit unglaublicher Sicherheit; ja größere Gegenstände, als: einen Trupp Infanterie oder Kavallerie, ein bespanntes Geschütz, ein bemanntes Boot, wird ein gelübter Schütze selbst auf 800 Schritt nicht fehlen. Daß mit dem gewöhnlichen Infanterie-Gewehr der Schuß auf 300 Schritt fast gar keine Wirkung mehr hat und auch die gewöhnliche Büchse fast durchgehends den Dienst versagt, weiß jeder Schütze.
 13. Aus dem Spizkugelgewehr kann nöthigenfalls auch die gewöhnliche Kugel, sofern sie nur calibriert, mit wenigstens eben so großer Sicherheit geschossen werden, als aus dem gewöhnlichen Gewehr.
- Der hiesigen Gewehr-Commission ist es gelungen, die bereits erwähnte Patrone für die Spizkugel zu erfinden, die, ohne geöffnet zu werden, geladen wird und dadurch ganz entschiedene Vortheile sowohl für das Laden, als für den Schuß herbeiführt.
- Es kann nämlich:
1. beim Laden Pulver weder verstreut werden, noch an den Wänden des Laufs hängen bleiben, das Quantum der zur Wirkung kommenden Ladung bleibt daher immer sich gleich.
 2. Diese Patrone gestattet ein viel schnelleres und erleichtertes Laden;
 3. die Patrone hat ein kleineres Volumen.
 4. Sie gestattet dem Schützen das Laden im Liegen.
 5. Der Schütze kann diese Patronen in dunkler Nacht mit eben der Sicherheit laden wie am Tage.
 6. der Schuß bleibt immer sich gleich, da die Pulverkraft immer dieselbe ist.

Die Anfertigung dieser Patrone hat durchaus keine Schwierigkeiten und erfordert weniger Material als die gewöhnliche.

Es ist wohl nie eine Vervollkommnung mit so vielen entschiedenen Vortheilen hervorgetreten, wie die Spitzkugel sie mit sich führt; dennoch wird es vielleicht hie und da noch Zweifler geben, selbst Schützen, die in ihrer Weisheit sich für so vollkommen halten, daß sie einer Verbesserung ihrer Waffe durch Spitzkugel nicht zu bedürfen glauben, daher gegen dieselbe eifern, sich aber wohl hüten werden, auf große Distanzen mit Spitzkugelschüssen sich zu messen.

Frankreich, von wo her die Spitzkugel zu uns herüber kam, hat seine Aemee größtentheils damit bewaffnet. Die Oldenburgische Gewehr-Commission hat seit einem halben Jahre unausgesetzt ausgedehnte und gründliche Versuche mit derselben gemacht, welche das günstigste Resultat gaben. Auch in fast allen deutschen Staaten ist man mit denselben Versuchen beschäftigt, die nach eingezogenen Nachrichten allenthalben dieselben Resultate liefern. Wir sind aber insofern voraus, daß wir zur praktischen Anwendung gekommen sind, denn die beiden im Felde stehenden Schützen-Compagnien des 1. Regiments sind schon ganz, die 4 zur Bewachung der Küste entsendeten Compagnien des 2. Regiments theilweise mit Spitzkugel-Gewehren und dazu gehörigen Patronen versehen, und es wird in den hiesigen Waffenwerkstätten unablässig an der Einrichtung der Gewehre so gearbeitet, daß binnen höchstens 2 Monaten unsere ganze Infanterie mit dieser überlegenen Feuerwaffe ausgerüstet sein wird. Rechnen wir derselben noch das kräftige Bajonnet hinzu, und denken wir uns dann das Spitzkugel-Gewehr in der Hand eines gewandten Schützen, (denn ohne Fertigkeit im Schießen wird man auch mit der Spitzkugel nichts ausrichten), so wird uns Jedermann gestehen müssen, daß es keine gefährlichere Waffe, wie diese in der Hand des Infanteristen geben kann. Der Vorschlag der Bewaffnungs-Commission, dies Gewehr auch bei unserer Volkswehr einzuführen, wird daher hoffentlich Anklang finden, selbst wenn dasselbe verhältnißmäßig 1 bis 1½ fl mehr kosten sollte, wie die gewöhnliche Muskete.

Zur Nachricht diene noch, daß jede gewöhnliche Büchse zum Spitzkugelschuß eingerichtet werden kann. Auch mit dem glatten Gewehr ist dasselbe der Fall, wenn der Lauf so viel Eisen hat, daß er das Einschneiden vier flacher Züge, unbeschadet seiner Haltbarkeit, gestattet.

Oldenburg, Mai 4.

L.

Die Abonnement-Quartette

der Herren Franzen, Kellner, Baumberger und Groß wurden am 28. April im kleinen Saale des Casino geschlossen. Es läßt sich jetzt in der Gesamtheit leichter darüber berichten, als über jede einzelne Quartett-Unterhaltung.

Die Auswahl der Kompositionen war musterhaft; — man sehe nur: Haydn war vertreten durch drei Quartette, Mozart ebenfalls durch drei, Beethoven durch sechs *) und außerdem durch ein Quintett und ein Septett; von Mendelssohn hörten wir ein, von Robert Schumann ein und dem lange verkannten Franz Schubert auch ein Quartett; von Dnslov ein Quintett. Es wurden also im Ganzen achtzehn Kompositionen an sechs verschiedenen Abenden zu Gehör gebracht, und zwar fast durchweg in gelungener Weise. — Wer sich oft mit Quartettmusik beschäftigt hat, wird die Schwierigkeiten kennen, welche bei einer Aufführung zu überwinden sind, und für einzelne Unvollkommenheiten — die den genannten Herren selbst nicht entgangen sein werden — neben so vielem Schönen und Gelungenen eine geneigte Entschuldigung finden. Zu diesen Unvollkommenheiten gehört namentlich das gelegentliche Dominiren der ersten Geige und des Cello, und das Zurücktreten der zweiten Geige und der Bratsche. — Die Selbstverläugnung der Persönlichkeit, das Aufgehenlassen der einzelnen Stimmen in dem Ganzen ist unstreitig die schwierigste Aufgabe des Quartettspielers. Hat das jeder einzelne Spieler auch begriffen, so gelingt ihm doch das Können nicht immer so wie sein Wissen. Unser oldend. Quartett ist aber auf dem besten Wege dazu: denn es ist fleißig. Diesen Fleiß haben wir an dem schönen, auch in den höchsten Tönen reinem Spiele des Herrn Concertmeister Franzen besonders bemerken können. Herr Kammermusikus Groß hat sich ebenfalls an einzelnen Abenden durch eine vortreffliche Intonation ausgezeichnet; zu andern Zeiten aber wieder erschrecklich viel Portament angebracht, das nicht immer in's Quartett gehört.

Bei einer öffentlichen Besprechung sind wir verpflichtet auch noch eines andern Uebelstandes zu erwähnen. Jeder vortragende Künstler soll sich nämlich beim Vortrage auch nach der künstlerischen Eigenthümlichkeit des Autors richten. Das ist in unsern Quartetten nicht immer geschehen, und daher ist es gekommen, daß z. B. die Vorzeichnungen des kräftigen namentlich der *Storzato's* fast immer gleich berücksichtigt wurden. Ein *Forte* oder *Storzato* bei Haydn und Mozart ist anders vorzutragen, als bei Beethoven und Franz Schubert. Hoffentlich finden wir diese Berücksichtigung in den Quartettaufführungen des nächsten Winters, zu denen wir die Herren hiermit freundlichst aufgefordert haben wollen. Denn haben wir auch einige Uebelstände hervorheben müssen, so erkennen wir das überwiegende Vortreffliche mit großer Freude und mit Dank an. Auf Dank müßten sie denn auch wohl als des gewissesten Einkommens am ehesten rechnen können — pekuniäre Vortheile hat das Unternehmen auch im vergangenen Winter leider sehr unbedeutende gebracht. — Es mag dies einmal an dem hier noch man-

*) Genauer genommen durch fünf, — denn ein Quartett — F-dur — wurde wiederholt.

gelinden Sinne für klassische Quartettmusik liegen; ganz besonders aber an dieser unruhigen bewegten Zeit, die kaum einen ungehörten wissenschaftlichen und Kunstgenuss zuläßt. —

Aus diesem Grunde enthält sich Ref. auch einiger Worte, die er über die Quartettkomposition als solche niederzuschreiben beabsichtigte.

G.

Literatur.

Rede gehalten am 2. Mai 1848 in der Versammlung der Abgeordneten zu Oldenburg von dem Abgeordneten des Amtes Nohfelden, Pfarrer Lyncker. Auf Verlangen besonders gedruckt. Oldenburg, 1848. Schulz'sche Buchhandlung. Preis 6 Grote.

Diese Rede wurde in der zweiten öffentlichen Sitzung der Abgeordneten bei der Debatte über die Stellung der beiden Fürstenthümer zu dem Großherzogthum vorgetragen und mit dem größten Beifall von Seiten der Versammlung sowohl als der Zuhörer aufgenommen. Sie schildert die Birkenfelder Zustände, charakterisirt das Land und seine Bewohner im Gegensatz zu der Eigenthümlichkeit des Herzogthums und der Altoldenburger und schließt mit einer Anklage gegen die Art und Weise, wie das Fürstenthum bis jetzt von Oldenburg aus behandelt worden ist. In der jetzt mehrfach verhandelten Frage wie die Verhältnisse der Fürstenthümer zu dem Hauptlande Oldenburg zu ordnen sind, können wir wohl diesen Vortrag als den Ausdruck der Birkenfelder öffentlichen Meinung betrachten, und Birkenfeld kann sich Glück wünschen, daß es einen solchen Ausdruck gefunden hat.

Wir verdanken die Veröffentlichung der Rede nach einer vorausgeschickten Notiz des Verfassers der in der Versammlung ausgesprochenen Bitte des Abg. Ehrentraut.

Die Klarheit der Gedanken, die Schönheit der Form, die überhaupt dem Abgeordneten Lyncker zu einem der hervorragendsten Mitglieder jener Versammlung und wohl unbestritten zu ihren besten Redner machen, tritt ganz vorzüglich in dieser Rede hervor, welche durch die treue Anhänglichkeit des Redners an seine Heimat, durch den nicht mehr verhaltenen Unwillen über die ihr widerfahrene Zurücksetzung ein besonders warmes und kräftiges Leben erhält. Sie ist (bis jetzt) die beste Rede des besten Redners in

unserer Abgeordnetenversammlung und wird sicherlich auch jeden Leser ansprechen und erfreuen, wann er gleich die unmittelbare Anregung des gesprochenen Wortes, den Wohlklang des Organs, das anziehende Aeußere, was Alles auf den Zuhörer so sehr einwirkt, entbehren muß.

Kirchennachricht.

Vom 6. bis 12. Mai sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 38) Peter Friedrich Ludwig Weblau und Johanne Gevine Margarethe Meyer, Eversien. 39) Johann Nuhle und Anna Elisabeth Helene Vultmann, Nitzendorf.

2. Getauft: 139) Anton Gerhard Ludwig von Bloh, Oldenburg. 140) Ferdinand August Julius Meyer, a. d. Heil.-Geistthor. 141) Anna Wilhelmine Susanna Sophie Wienhold, Paarenthor. 142) Johann Martin Hillen, Eghorn.

3. Beerdigt: 159) Marie Sophie Friederike Henriette Burgdorf, Oldenburg, 4 J. 160) Gesäde Margarete Ahlers geb. von Reken, Dönerfeld, 51 J. 161) Eilard Dirich Susannus Rente, Oldenburg, 59 J. 162) Johann Carl Mowe, a. d. Heil.-Geistthor, 32 J. 163) Heinrich Christian Teschen, 80 J., Stau. 164) Friedrich Carl Gerhard Naumann, Oldenburg, 4 J. 6 M., ertrunken.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 14. Mai.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.

Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Pastor Greverus.

Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Assistentprediger Lindt.

Angekommene Fremde.

Hôtel de Russie. Cropp, Gastwirth, v. Leer; Hegeler, Kfm., v. Bremen; Reine und Sohn, Apotheker, v. Neustadt-godens; v. Garten u. Gem., Rechnungssteller, v. Bodhorn; Fr. Müller, v. Jever; Carstens, Cand. Theol., v. Jever; Vilsch, Kfm., v. Hamburg; Abrahamson, Kfm., v. Hamburg; v. Garten, Kfm., v. Duisburg; Sektelson, Kfm., v. Hamburg; Schlo-mann, Kfm., v. Bremen; Lumschen, Kfm., v. Mantanzas; Lindemann, Kfm., v. Hamburg; Conn, Kfm., v. Hamburg; Fuhs, Optiker, v. Altona; Spiegel, Kfm., v. Leipzig; Per-warth, Fortsjunker, v. Weimar; Feinchen, Kfm., v. Bremen; Hillerns, Kfm., in Familie, v. Bremen; Südepohl, Kfm., v. Bremen; Janssen, Kfm., v. Jever; Waller, Fabrikant, v. Non-nebeck.

Der Preis für den Jahrgang der Mittheilungen beträgt für die Stadt 1 $\frac{1}{2}$ R Cour. Auswärtige können bei allen Postämtern des Großherzogthums das Blatt bestellen, und erhalten solches inclusive des Postports für 1 $\frac{1}{2}$ R Courant zugesandt.

Beiträge sind unter der Adresse: „An die Redaction der Mittheilungen“ an die Verlags-handlung einzusenden.

Redacteur: G. Lambrecht. — Druck und Verlag: Schulz'sche Buchhandlung.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Vierzehnter Jahrgang.

N^o 24.

Mittwochen, den 17. Mai.

1848.

Aus Schleswig-Holstein.

Blans, den 7. Mai 1848.

Unsere Bataillone stehen noch immer an der Küste zur Bewachung derselben und zwar das 1ste in Schnabeck, das 2te in Blans und Umgegend. Unser Posten ist gerade nicht der angenehmste, denn wir sind fortwährend dem Feuer der Kanonenböte und anderer Kriegsschiffe ausgesetzt, ohne das Geringste dagegen unternehmen zu können. Der Mangel an schwerem Geschütz und vor Allem der einiger Kriegsschiffe macht sich mit jedem Augenblick mehr fühlbar. Als unsere Compagnie vor einigen Tagen die Piquetwache auf Ballegaard bezog, wurde dieselbe, nachdem kaum die abgelöste Compagnie abmarschirt war, auf eine unangenehme Weise überrastet. Die Compagnie stand nämlich in dem Vorhofe des großen, stattlichen Gebäudes, welches den Namen „Ballegaard“ führt und dessen Rückseite dem Meere zugekehrt ist, als plötzlich ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte und im nächsten Augenblick schlug eine Kugel in das Dach eines wenige Schritte von uns entfernten Stalles, drang auf der Seite desselben wieder heraus und schlug einige funfzig Schritt weiter in den Boden, wo sie gleich darauf mit einem starken Knalle platzte. Einige Stücke, die auf dem Felde umher lagen, und wovon das größere ungefähr 12 bis 14 Pfund wiegen mochte, belehrten uns, daß dies eine wenigstens 60 bis 70pfündige Bombe gewesen war. Hätte diese Bombe in einem etwas niedrigeren Bogen nur zwölf bis vierzehn Schritt weiter rechts getroffen, so würde sie mitten in die Compagnie gefallen sein und dieser arg mitgespielt haben. Hierauf folgten noch drei Schüsse, die aber weniger gut gezielt waren und einige hundert Schritt von uns in der Nähe von Blans in das Feld schlugen. Es war ein dänisches Kriegsdampfschiff, was uns auf diese Weise begrüßte und darauf weiter fuhr. Am Nachmittage desselben Tags wurde noch einmal von einem Kanonenboote auf eine unserer Patrouillen mit Kartätschen geschossen, von da an wurden wir bis zu unserer Ablösung nicht weiter belästigt. Als dieser letzte Schuß fiel, stand ich mit dem Oberleut. Voksimhaus und dem Freiwilligen Dr. Heineken am Strande, um das von den Vorposten angemeldete Kanonenboot zu beobachten. Da dasselbe sich nicht auf Gewehrschußweite dem Strande näherte, so wollten wir

uns nach Ballegaard zurückbegeben, als ich zufällig noch einmal zurück sah und in demselben Augenblick Rauch und Bliz auf dem Hintertheil des Schiffes, wo eine lange Kanone sichtbar war, bemerkte. Indem ich mich auf den Boden niederwarf, welches W. und H. auf meinen Zuruf ebenfalls thaten, erfolgte der Knall. Oberleut. Voksimhaus hatte gesehen, daß die Kugeln wenigstens 300 Schritte von uns entfernt aufgeschlagen waren. Wir lachten sehr über den schlechten Schuß, hörten indessen bald von dem Fourier Campo, daß die Kugeln wenige Schritte von einer Patrouille, die er geführt und die wir, da sie in einer Niederung gegangen war, nicht bemerkt hatten, eingeschlagen waren. Der Schuß war also auf diese Patrouille und nicht auf uns gerichtet und demnach nicht so schlecht gewesen. Das 1ste Bataillon soll ebenfalls durch das Feuer der Kriegsschiffe sehr belästigt werden. Bis jetzt ist indessen noch Niemand getroffen worden und das ganze Schießen der Kriegsschiffe eigentlich zwecklos, da die Wahrscheinlichkeit des Treffens von den Schiffen aus sehr gering ist, und selbst im günstigen Falle, d. h. wenn sie hin und wieder treffen sollten, nicht mit den kostspieligen Schüssen im Verhältniß steht, die Wuth der Dänen geht aber so weit, daß sie auf Doppelposten und selbst auf einzelne auf Schußweite am Strande sich zeigende Militärs Bomben, Granaten und Kartätschen werfen. — Gestern wurde Nachmittags plötzlich die ganze Armee alarmirt und die Bataillone begaben sich auf ihre Alarmplätze. Bald darauf kam jedoch Befehl, daß wir in unsere Quartiere zurückkehren könnten. Wir erfahren den Grund der Alarmirung nicht, hören jedoch in der Richtung nach Sonderburg hin Kanonenschüsse. Heute erfahren wir, daß die Dänen von Sonderburg aus ein Bataillon bei Düppel, wo ein Bataillon Braunschweiger steht, gelandet und unter dem Schutze ihrer Kriegsschiffe unsere diesseitigen Verschanzungen zerstört und darauf nach Alsen zurückgekehrt sind, ohne daß unsrerseits bei dem Mangel an schwerem Geschütz und Schiffen etwas dagegen hätte unternommen werden können. — Das Hauptquartier des Obergenerals Wrangel ist nach einem uns zugekommenen Armeebefehl in Friedericia in Jütland; das Divisions-Hauptquartier des Generals Falkett in unserer Nähe in Uderup. — Morgen den 8. Mai bezieht unsere Compagnie (die Ste) wieder die Wache von Bal-